

Wie wirklich ist die Wirklichkeit?

(...) Ich schlage Ihnen, damit wir von den verwirrenden Gefühlen ein wenig loskommen, ein Gedankenexperiment vor.

In der literarischen Tradition von der Antike bis spät ins 18. Jahrhundert findet sich immer wieder ein Topos, ein mehr oder weniger gleichbleibendes Motiv: der so genannte ›*locus amoenus*‹, der ›schöne Ort‹.

›Der *locus amoenus*‹, sagt ERNST ROBERT CURTIUS, ›bildet von der Kaiserzeit bis zum 16. Jahrhundert das Hauptmotiv aller Naturschilderung. Er ist ein schöner, beschatteter Naturausschnitt. Sein Minimum an Ausstattung besteht aus einem Baum (oder mehreren Bäumen), einer Wiese und einem Quell oder Bach. Hinzutreten können Vogelgesang und Blumen. Die reichste Ausführung fügt noch Windhauch hinzu.«

An einen solchen schönen Ort möchte ich Sie, meine Damen und Herren, für kurze Zeit entführen. Allerdings ersetze ich das Fließgewässer durch einen Teich.

Stellen Sie sich also bitte vor, Sie seien, sagen wir, an einem sonnigen Sommermorgen am Ufer eines kleinen Teiches. Der Teich ist von hohen, alten Bäumen umgeben, in deren Ästen Vögel zwitschern, vereinzelt schwimmen weisse Wolken am Himmel, die Luft ist klar, das taufrische Gras beginnt in der Sonne zu duften, ein sanfter Wind streicht über das Wasser, raschelt in den Blättern des Baums, unter dem Sie, auf einer grossen Wurzel sitzend, dem leisen Plätschern der Wellen zusehn.

Seltsamerweise waren Sie soeben, falls Sie das Experiment mitgemacht haben, zwar hier, im Grossratssaal, aber *gleichzeitig* – in Gedanken, wie wir zu sagen belieben – *anderswo*: am Ufer des kleinen Teiches, den Sie vielleicht selbst jetzt, während ich weiterrede, noch vor sich sehen.

Und gesetzt den Fall, Sie hätten mir gar nicht zugehört, sich den Teich nicht vorgestellt, sondern sich beispielsweise damit beschäftigt, was wohl in dem Maturazeugnis, auf das Sie ja alle mit Spannung warten, stehen würde, dann bestätigen Sie auf andere Weise, was ich behaupte: Sie waren nicht da, sondern anderswo, zumindest in einer andern Zeit.

Wir Menschen tun immerzu so, als wären wir zu einem bestimmten Zeitpunkt an einem bestimmten, bestimmbar Ort mit bestimmten, bestimmbar Tätigkeiten beschäftigt. Das stimmt nicht. Oder doch *so* nicht.

Sie brauchen sich, wenn Sie es ablehnen, als erwachsener Mensch unterstellt zu erhalten, Sie seien nicht *da*, wo Sie sind, nur an Ihre Schulzeit zu erinnern, an Hunderte von Tagträumen in hunderten von Schulstunden, während derer sie sich in alle möglichen und unmöglichen Situationen und Rollen hineinfantasiert und dementsprechende Gefühle und Empfindungen gehabt haben, und aus denen Sie die Lehrerin oder der Lehrer jeweils jäh herausgerissen hat, um Sie in die so genannte Realität zurückfallen zu lassen.

Natürlich waren Sie da, im Schulzimmer, *sichtbar, anfassbar*. Aber was heisst hier ›natürlich‹? Waren denn die Gedanken und Fantasie-Welten, in denen sie gleichzeitig *auch* waren, und die Empfindungen und die unwillkürlichen physiologischen Reaktionen Ihres Körpers *nicht* natürlich?

Wo, bitte, ist denn das also: in Gedanken? Wo bin ich, wenn ich in Gedanken anderswo bin? Oder genauer: Wo bin *ich* dann?

Kehren wir nochmals zu unserem Teich zurück. Noch immer sitzen Sie, wir haben ja bloss eine kleine Zeitreise gemacht, auf der Wurzel am Wasser, über sich Vogelstimmen und Wolken, hinter sich Grün, duftendes Gras. Der Wind hat sich gelegt. Die Wasseroberfläche ist spiegelglatt. Da erkennen Sie im Wasser die ziehenden Wolken, die Blätter des Baums, einen Vogel, der wegfliegt. Sie schauen hinauf: Der Vogel ist kaum mehr zu sehen. Aber die Wolken am Himmel sehen genau so aus wie die auf dem Wasser. Dennoch haben Sie nicht das Gefühl, auf dem Kopf zu stehen: Schliesslich sehen Sie diese Art von Spiegelung nicht zum ersten Mal. Und Sie *wissen*, was oben, was unten ist.

Nehmen wir an, nach einer Weile würde es Ihnen, obwohl Sie sich wohl fühlen an Ihrem Teich, ein wenig langweilig. Sie wollen etwas tun. Sie stehen auf, gehen ein paar Schritte, bücken sich nach einem Stein und werfen ihn aufs Wasser hinaus. Auch *das* wissen Sie schon: Es bilden sich kreisförmige Wellen, die Kreise weiten sich aus, und eine Zeitlang entsteht dort, wo der Stein hingefallen war, ein neuer, kleinerer Kreis, weitet sich aus. Dann, unvermittelt, bildet sich keine Welle mehr. Sie werfen einen zweiten Stein, noch einen, die Wellen stören sich gegenseitig, zeichnen eine andere Art von Muster.

Sie schauen zu, freuen sich an dem Spiel. Wer sich freut, stellt keine Fragen. Er *ist* seine Freude, das genügt. Es sei denn, er hätte seine Freude am *Fragenstellen*.

Verlassen wir unseren imaginären Teich, aber bleiben wir bei den Wellen – und beim Fragenstellen.

Vielleicht hatten unsere Vorfahren weniger oft Gelegenheit, sich zu freuen, vielleicht haben sie so lange an Teichen gesessen, Steine hineingeworfen und den Wellen zugeschaut, bis sich ihnen die Fragen aufgedrängt haben.

Jedenfalls haben sie irgendeinmal damit begonnen, sich Fragen zu stellen, wahrscheinlich, denke ich, von Anfang an, *mit* Teich oder *ohne*.

Welche Frage sie zuerst gestellt haben, wissen wir nicht, aber dass sie genau *beobachtet* haben, um zu angemessenen Antworten zu kommen, können wir aus der Sprachgeschichte erschliessen: Alle Ausdrücke, die heute eine Beziehung von Ursache und Wirkung bezeichnen, bezogen sich zunächst auf Raum oder Zeit, markierten einen Punkt im Ablauf räumlicher oder zeitlicher Vorgänge – *da*, *daber*, *darum*, *deswegen* zum Beispiel, oder *weil* (aus Weile) und *denn* (aus dann).

Mit anderen Worten: Die Idee der *Kausalität*, die Vorstellung, dass etwas jetzt so und so beschaffen ist, *weil* es die Wirkung der Ursache Y ist, scheint später aufgekommen zu sein als die offenere, weit weniger zwingende der *wenn-dann-Finalität*, die aus der Erfahrung heraus feststellt, dass, wenn ich X tue, jeweils Z einzutreten pflegt. Auf unser Beispiel angewandt: *Wenn* ich einen Stein ins Wasser werfe, *dann* entstehen in der Regel konzentrische Wellen.

Damit habe ich allerdings nichts darüber ausgesagt, *warum* Wellen entstehen, wenn ich einen Stein ins Wasser werfe. Diese Art von Frage blieb den Physikern vorbehalten. Und führte die Physik, die gewiss zum Spannendsten gehört, was der Mensch hervorgebracht hat, auf ziemlich ungeraden Wegen und über eine Vielzahl von Hindernissen und Irrtümern in ein *gespenstisches Jenseits*, dem nicht einmal mehr die Realität des ›in-Gedanken-anderswo-seins‹, das wir in unserem kleinen Experiment zu Beginn geübt haben, beikommt.

Weil: Den Teich und die Bäume, das haben Sie sich mit ein wenig gutem Willen *vorstellen* können. Die Begriffe, mit denen die Quantenphysik und neuerdings die Fraktale Geometrie operieren, können wir uns auch bei bestem Willen *nicht* vorstellen. Oder versuchen Sie sich bitte einmal ein Bild von einem Teilchen zu machen, das *gleichzeitig* durch zwei verschiedene Löcher schiesst, oder von *Antimaterie*; oder von einem mehr als dreidimensionalen oder gar einem 1, 2618-dimensionalen Raum!

Sie werden sich dies alles ebenso wenig vorzustellen vermögen wie die Kochsche Schneeflocke in der Mathematik, bei der eine *unendlich* lange Linie einen *endlich* grossen Inhalt begrenzt.

Für uns hat der Raum drei Dimensionen und die Zeit fliesst vom Gestern über das Heute zum Morgen, nicht umgekehrt; um von A nach B zu gelangen, muss ich die Strecke dazwischen zurücklegen. Alles andere können wir uns nicht vorstellen: Aber wir können es *träumen*, und wir können es *denken*.

Vorstellen, träumen und denken; Vorgestelltes, Geträumtes und Gedachtes; Vorstellbares, Träumbares und Denkbares gehören genauso gut zur *menschlichen Erfahrung* wie anfassen, sehen, hören, riechen und schmecken; Angefasstes, Gesehenes, Gehörtes, Gerrochenes, Geschmecktes; Anfassbares Sichtbares, Hörbares, Riechbares, Schmeckbares.

Warum, bitte sehr, *reduzieren* wir den Begriff der *Wirklichkeit* immer wieder und mit so penetranter Sturheit auf das, was uns die fünf Sinne vermitteln?

Warum verurteilen wir Menschen, die mehr in der Welt des Traums, der Vorstellung und des Denkens leben als in der zuhandenen Wirklichkeit unserer alltäglichen Verrichtungen, nennen sie Künstler und Spinner und Träumer und werden ganz böse dabei?

Aus den selben Gründen, aus denen wir, indem wir uns auf die Vernunft berufen, alles Metaphysische, nicht mit den fünf Sinnen Fassbare, irrational Geschimpfte ablehnen: aus *Angst*, den scheinbar so sicheren Boden unten den Füßen und damit uns selbst zu verlieren. Aus *Angst vor der Leere ›da draussen‹*, dem horror vacui.

Weil nicht wahr sein kann, was nicht wahr sein *darf*, weil wir – um es anders zu sagen – nur *das* wahrnehmen, was wir für wahr oder zumindest für wahrscheinlich halten, erkaufen wir uns unsere vermeintliche Sicherheit durch eine oft unbewusste, aber selbst-auferlegte *Wahrnehmungsbegrenzung*.

Was nicht in unser Weltbild passt, wird *ausgegrenzt*, hat, sagen wir, nichts mit der ›Realität‹ zu tun. Wir grenzen Tagtraum und Nachttraum mit ihren verschiedenartigen Dimensionen aus, wir grenzen, soweit es geht, religiöse oder spirituelle Erfahrungen aus. Das geht hin, damit lässt sich recht und schlecht leben.

Die Physik allerdings, die sich ausgerechnet mit dem Anfassbaren, worauf wir unseren Wirklichkeitsbegriff reduziert haben, beschäftigt, *die Physik lässt sich weniger leicht ausgrenzen*. Darum wird sie zum Ärgernis – und darum, mit Verlaub, macht sie (mir) Spass.

Zwar gelten die Beispiele aus der Physik, die ich genannt habe, nur auf der Ebene der *kleinsten Teilchen*, insofern von solchen überhaupt die Rede sein kann, *und* auf der Ebene des *Universums*, falls es denn ein Universum gibt.

Aber die *mittlere Ebene*, auf der wir uns für gewöhnlich bewegen und auf der das Gesetz von Ursache und Wirkung zu greifen scheint, ruht auf der kleinsten und ist eingebettet in die grösste Dimension, in denen die Vorstellung und der Begriff von *Festigkeit* und *Verlässlichkeit* keinen rechten Sinn mehr machen.

Die Beschreibung dessen, was wir für Wirklichkeit halten, lehrt die Physik, hängt vom *Massstab* ab. Die Wahl des Massstabs und die Kombination der Messergebnisse und Wirklichkeitsbeschreibungen *liegt allein an uns*.

Ob wir es wahrhaben wollen oder nicht: Wir stehen, um es poetisch zu sagen, auf Wolken, sind Wolkengänger, die sich, ohne es zu ahnen, selber träumen, und, ohne es zu wissen, davor fürchten, aufzuwachen.

Vielleicht ist es *das*, was Jesus gemeint hat und was Mystiker und Propheten vor ihm und nach ihm immer wieder gesagt haben: Dass wir aus unserer *beschränkten Wirklichkeitswahrnehmung* aussteigen sollten. Um zu erkennen, wer wir wirklich sind.

Ich habe Sie, meine Damen und Herren, hoffe ich, ein wenig verwirrt und Ihre *Wirklichkeitsvorstellung* durcheinander gebracht. Das war Absicht. Weil ich der Ansicht bin, dass unser Begriff von Wirklichkeit *dringend* der *Erweiterung* bedarf. Schon, weil wir sonst in unserem Machbarkeitswahn unterzugehen drohen. Jedenfalls auf unserem wunderbaren, geschundenen Planeten.

Ich lade Sie dazu ein, zum Schluss an den Teich zurück zu gehen, von dem wir ausgegangen sind, sich auf die Wurzel zu setzen und einfach aufs Wasser zu sehen, auf die Spiegelung des Himmels darin, mit den Augen den ziehenden Wolken zu folgen – und zu *staunen*. Darüber, dass da ein Teich ist, den Sie selbst geschaffen haben, und darüber, dass Sie selbst *da* sind.

Die Wirklichkeit ist nicht absurd: Das Urteil hängt vom Massstab ab, mit dem wir messen. Und von unserer Bereitschaft, andere Massstäbe gelten zu lassen.

Ihnen und den scheidenden Schülerinnen und Schülern wünsche ich Gutes: Dass Sie das *Staunen* nicht verlernen. Und dass Sie sich *freuen*. Auch, selbstverständlich, über die Matura.

Guy André Mayor

Auszug aus der Rede anlässlich der Maturitätsfeier der Kantonsschule Reussbühl am 21.6.1991 im Grossratsaal Luzern